

SZENE

NACHRUF AUF CHRISTOPH DZIEDZINSKI Plötzlich sterben – oder wenn das Herz bricht. VON PETER KAMBER

Was vom Leben bleibt

Der Schlag traf ihn, vor aller Leute Augen, im Restaurant Bohemia am Zürcher Kreuzplatz, am 17. Juli 2002. Seit Tagen war er, wie seine Nachbarin sich erinnert, in aufgebrachter Stimmung. Streit mit dem Sozialdepartement, ein «Use, use!» in einem der Büros, als er, wie er glaubte, nur seine Rechte einforderte. Was genau war, lässt sich nicht mehr rekonstruieren, «aus Datenschutzgründen», «die Akten sind schon im Archiv».

Zwischen 18 und 19 Uhr, vier Stunden vor seinem Tod, hatte er im «Bohemia» noch 200 oder zumindest 150 Franken aufzutreiben versucht, für eine dringende Rechnung, wie er erklärte. Vergeblich. Niedergeschlagen sagte er mit einer Handbewegung über der Augenlinie: «Ich habe es bis hierher.»

Ärger war sonst gar nicht sein Ding. Er liebte endloses Argumentieren, fand Gefallen an den verstiegensten Theorien, verfertigte seine Gedanken beim schnellen Sprechen. Eine langjährige gute Freundin, die ihn immer zum Gänsebraten an Weihnachten einlud, sagt von ihm: «Wenn er redete, hat er «gewoben». Weben ist eine Tätigkeit.»

«Nur ganz kurz – da ich in Eile bin...», schrieb er mir etwa zehn Monate vor dem Tod. «Herzlichsten Dank für Dein gestriges Telefon! Vor allem für Deine Ratschläge, meine Gesundheit (bzw. Krankheiten) betreffend. Werde mich nun daran halten – und hoffe, es wird alles besser sein ... La lutte continue, wie immer ...» (28.8.2001). Eine andere Nachbarin erinnert sich an einen Dialog: «Ja, ja», sagte er einmal, «wissen Sie, ich rauche eben zu viel.» – «Ja», sagte ich, «und Ihr Husten.» – «Ja», sagte er, «ich rauche zu viel.»

Christoph Dziedzinski studierte noch unter dem alten Regime in Polen Architektur, kam nach Zürich und schloss hier als diplomierter Architekt ab. Eine hoffnungsvolle Karriere war ihm bereits verheissen worden, aber es kam zu einem Absturz. Alkohol – aber ist das eine Erklärung? –, mehrere Selbstmordversuche – ein ohnehin nie zu beantwortendes Warum –, Ende einer langjährigen Beziehung – erklärbar-unerklärlich, Verlust der ersten Stelle als Architekt in einer Baukrise. In einer Reihenfolge und Verknüpfung, die im Dunkeln liegt.

Als ich ihn in den neunziger Jahren kennen lernte, war er Nachtportier, las unheimlich viel, schrieb philosophische

Briefe, die nach Tabakrauch rochen und vom Hundertsten ins Tausendste kamen, legte den Umschlägen immer Kopien von Artikeln und spannenden Buchseiten bei, mit durch gelben oder grünen Leuchtstift markierten Stellen. Er war ein frei schwebender, nicht publizierender Intellektueller, geschätzt, beliebt, missverstanden, vorschnell abgeschrieben, einer, aus dem alles hätte werden können und der nichts auf die Reihe zu bringen schien, mit einer von Büchern und gesammelten Papieren voll gestopften Einzimmerwohnung, der sein Wissen mit allen teilte, einer, den alle kannten – und doch niemand ganz genau. Der Alkohol – aber ist es jemals nur das? – warf ihn erneut um, danach war er stellenlos, aber umtriebiger wie eh und je, oft morgens um fünf Uhr noch auf seiner Schreibmaschine herumhämmernd, wie der Zeitungen austragende jüngere Nachbar erzählt.

Nach der Wende in Polen, als er mir einmal Krakau, seine Heimatstadt, zeigte, erlebte ich ihn verwandelt. Obwohl er perfekt Deutsch sprach und schrieb, hatte er in Zürich immer etwas Gehetztes beim Reden, so als fürchtete er, seine Gefühle liessen sich nicht rechtzeitig in wohl verschürte Wortpakete verpacken.

Der Tod ist der Skandal des Lebens.

Im Polnischen hingegen schien er, wenn er sprach, mit sich vollkommen synchron und die Ruhe selbst. Ihm wurde von allen ein wunderbares Polnisch attestiert, und er hätte den historischen Roman, an dem ich seit langem schreibe, auch übersetzen wollen.

Seine Mutter in Krakau war damals mit einer Zigarette eingeschlafen und verbrannt oder erstickt. Vor allem wegen des schwierigen Verhältnisses zu ihr war er jahrzehntelang nicht nach Polen zurückgekehrt. Als er in ihrem Nachlass die Gründe dafür fand, warum sie zu ihm immer so «unerklärlich» gewesen war, fühlte er sich wie befreit. Alkohol blieb zwar sein anstrengender Begleiter, war aber «kein Problem» mehr, rang ihn nicht mehr nieder. Er steckte voller Pläne und Hoffnungen. Er wollte Verbindungen herstellen zwischen neuer und alter Heimat: «Sonst, wie bereits be-

richtet, bin ich (soweit möglich) nicht wenig tätig – in Sachen «Brücke Schweiz-Polen». Hoffentlich wird das Ganze vom Erfolg gekrönt... Drücke mir also die Daumen! Herzlichen Dank im Voraus! ...» (28.8.2001).

Das Beschwörende von früher, das dem Wunsch geschuldet war, sich vollständig mitzuteilen – bei gleichzeitigem Bewusstsein, dass dies nicht möglich war –, wich. Er brachte einen Kulturaustausch zustande: Eine Tanztheatergruppe aus Krakau holte er nach Zürich, und ein hiesiges Ensemble konnte in Krakau an einem Festival für Alte Musik spielen. Nun hatte er immer eine Mappe mit Papieren und Plänen bei sich.

Der Tod ist der Skandal des Lebens. Als er an jenem 17. Juli 2002 gegen 23 Uhr zwischen den Tischen des «Bohemia» auf dem Weg zur Toilette umsank und sofort tot war, fuhr die Ambulanz vor, auch die Polizei. Die nächste Verwandte, die Frau eines Cousins in Caracas, Venezuela, traf erst einen Monat später auf dem Umweg über Polen ein. Innert weniger Stunden musste sie Entscheidungen treffen: den Leichnam endlich zu kremieren, die Urne nach Krakau mitzunehmen und dort beizusetzen. Sie schlug vor, dass die tausenden von Büchern an eine Bibliothek gehen sollten, die im Gegenzug vielleicht die Wohnung räume. Das ist in Zürich unüblich. Sie wurden nicht angefragt. Nur ein desinteressierter Antiquar guckte kurz rein. Alles wurde weggeworfen. Eine Frau in der Strasse schildert, wie die Bücher und Papiere aus dem Fenster im zweiten Stock geflogen kamen, auf ein mit Büschen versetztes Rasenstück fielen, wie Schutt auf einem Haufen lagen und von einem Kleintransporter in zwei bis drei Fuhren weggebracht wurden. Einer der Arbeiter sagte: «Das hört nicht auf mit den Büchern.» Die Frau protestierte. Doch ihr wurde gesagt: «Das wird fortgeschmissen.»

Der engere Freundeskreis erfuhr erst im Frühling 2003 von seinem Tod. Christoph Dziedzinski hatte die grosse Gabe, Menschen miteinander in Kontakt zu bringen, die sich nicht kannten. Wie ein «Engel» verknüpfte er sie mit einem unsichtbaren langen Faden, der jetzt erst, nach seinem Tod, sichtbar wird. Dieses «Werk» hat er hinterlassen.

Gedenkfeier für Christoph Dziedzinski als interaktives Happening in: Zürich, Atelier vom Wolf in der Säule, Merkurstrasse 44, So, 7. Dez, ab 18 Uhr.

AUSSTELLUNG

Masken

↓ 2 Eine Maske repräsentiert die höhere Einheit. Das Abgespaltene, Verbotene wie auch das erlaubte Offizielle vereinigen sich vor einem Gesicht. Die Menschen schauen nicht in den Spiegel, nein, sie tragen den Spiegel vor sich her und lassen andere reinschauen. Das hat was Boshafes und Lustvolles: Bäh! Seit seiner Gründung vor fünfzig Jahren kam das Zürcher Museum Rietberg durch Schenkungen und Ankauf in den Besitz einer umfangreichen und bedeutenden Maskensammlung. Dazu zählen unter anderem No-Masken aus Japan, die seelische Abgründe aufzeigen und überwinden helfen; Yup'ik- und Tlingit-Masken aus Alaska, mit denen Verbindung zu den Tierseelen aufgenommen wird; aus Java kommt die Maske des Prinzen Panji, edel im Kampf, unwiderstehlich in der Liebe; in Kamerun dürfen die Maskengesellschaften korrupte und unfähige Erbmonarchen absetzen; die Dogon in Mali ritualisieren mit Masken ihre Liebe zur Geometrie und Abstraktion. Initiations- und Erntefeiern und Ahnenverehrung machen zusätzlich die Themen der Maskenlust aus. Und man darf die Machthaber verspotten, die Sau rauslassen, Schrecken verbreiten, Rache ausüben und Tierseelen anrufen. Das Museum zeigt zum ersten Mal seine vollständige Sammlung, und jede der sechzehn Traditionen wird eigens platziert und folgt einer eigenen Inszenierung. Theatralische Installationen, Videos, Filmprojektionen und interaktive Computerprogramme unterstützen die ausgestellten Originale. Vielleicht vertrauen wir der originalen Kraft dieser Masken nicht so recht und unterwerfen sie deshalb den modernen medialen Ritualen. Vielleicht aber bekommt die Maske gerade dadurch im Museum ihre vollkommene kathartische Kraft zurück. *jal*

«Masken – Gesichter aus anderen Welten» in: Zürich, Museum Rietberg, Sa, 6. Dez, 17h, Eröffnung. Di-So, 10-17h; Mi, 10-20h. Ausst. bis 28. März. «Afrikanische Kunst – eine Kunst ohne Künstler», Vortrag von Eberhard Fischer: So, 7. Dez, 11h. Infos: www.rietberg.ch

Bukarest

↓ 1 Wenn man mit dem Zug durch Bukarest fährt, sieht man Dinge, von denen man nicht glaubte, sie in Europa zu finden. Zerfallende Plattenbauten; aus den glaslosen Fenstern flattern Hühner, durch die Türlöcher drücken sich Kühe. Riesige, qualmende Abfallberge, darauf spielen die Kinder. Bleich sind sie, stumpfe Blicke, zerschlissene Trainingsanzüge und Gummistiefel. In den Jahren 1999 bis 2001 dokumentierte die

1941 geborene Fotografin Ursula Markus das Leben von Strassenkindern in Bukarest. Auftraggeberin war Podul – die Brücke, ein kleines Hilfswerk, das sozial benachteiligte Kinder und Jugendliche in Rumänien unterstützt. Bitterste Armut, zerrüttete soziale Strukturen und ein völlig korruptes Politsystem hinterliess das Ceausescu-Regime, und niemand weiss, wie viele obdachlose Kinder auf der Strasse leben und mit welchen für uns unvorstellbaren Strategien sie ihren Existenzkampf führen. Die Fotografin besuchte Kanalwohnungen, improvisierte Unterkünfte, allein erziehende Mütter, Tagesschulen und Kinderhorte. Sie porträtierte den König der Dschungelkids und Macarena, die aussieht wie Michael Jackson. Ursula Markus, die mehrere Fotobücher veröffentlichte – aus Israel, Bhutan und Australien unter anderem –, ist es ein Anliegen, diskret zu beobachten, fast zu verschwinden, um im rechten Moment das Bild festzuhalten. Authentisch soll es sein, Zeuge einer Begegnung voll Respekt und Humor.

Die Winterthurer CoalMine Fotogalerie eröffnet mit diesen Bildern das Forum für Dokumentar fotografie, gleichzeitig hat der Raum für zeitgenössische Schweizer Fotografie Premiere, erster Gast ist der 1974 geborene Zürcher Künstler David Renggli. «Technologie & Eifersucht» ist der Titel neuester Arbeiten; Stillleben, auf denen Ungewohntes zusammenkommt. Warum beisst die Kartoffel ins Marlboro-Zigarettenpackchen? Renggli interessiert sich für die Schnittstellen, wo Bildinszenierungen und die Wahrnehmung der BetrachterInnen aufeinander treffen. Und wo trifft die Technologie auf die Eifersucht? Der Titel macht neugierig und lässt viele Fragen offen. *jal*

«Perspektiven für Kinder in Armut – Aufnahmen aus Bukarest» von Ursula Markus und «Technologie & Eifersucht» von David Renggli in: Winterthur, CoalMine Fotogalerie, Mo, 8. Dez, 18.30h, Vernissage. Mo-Mi, 8-19h; Do/Fr, 8-22h; Sa, 8-18h. Ausst. von Ursula Markus bis 17. Jan; von David Renggli bis 31. Jan. Infos: www.coalmine.ch

Adam und Julia

Die Plakatsammlung der Schule für Gestaltung in Basel umfasst gegen 50000 Exponate aus den vergangenen 120 Jahren. Davon werben zirka je ein Drittel für Konsumgüter und Veranstaltungen. Der Rest verteilt sich auf Dienstleistungen, Politik, Hilfswerke und soziale Kommunikation. Unter dem Titel «Adam und Julia» sind nun Plakate zu sehen, die als Duos konzipiert waren oder als Reaktion auf ein Plakat entstanden. Zwei Plakate zur eidgenössischen Abstimmung über das Verbot der Freimaurerei vom 28. November 1937 zeigen, wie ein Freimaurer von einem



1 Bukarest. «Perspektiven für Kinder in Armut – Aufnahmen aus Bukarest» von Ursula Markus und «Technologie & Eifersucht» von David Renggli eröffnen in der Winterthurer CoalMine Fotogalerie das Forum für Dokumentar fotografie und den Raum für zeitgenössische Schweizer Fotografie.